

Uta Deffke

Experten aus Osteuropa sind Mangelware  
Qualifizierte Ingenieure zieht es nach England und Schweden

Von Uta Deffke

Deutschland gefällt mir, nur die Sprache ist noch ein Problem", meint Arkadiusz Glowacki. Beim Einkauf klappt es gut, aber auf dem Amt hapert es noch. 2003 kam der polnische Elektroingenieur erstmals nach Berlin, als Austauschstudent der TU Lodz. Mittlerweile forscht er als Doktorand an der TU Berlin. Seine Arbeit auf dem Gebiet der Mikroelektronik wird von der Halbleiterindustrie bezahlt.

"Diese Art angewandte Hightech-Forschung konnte ich in Polen nicht machen", sagt Glowacki. Natürlich sei auch das sieben mal höhere Gehalt nicht zu verachten. Wenn er Ende des Jahres promoviert hat, kann er sich gut vorstellen, weiter in Deutschland zu arbeiten. Zum Beispiel beim Chip-Hersteller AMD in Dresden, wo er bereits für einige Wochen in Projekten tätig war.

Für Unternehmen ist es künftig einfacher, Experten aus Osteuropa einzustellen. Die Bundesregierung hat Ende vergangenen Jahres beschlossen, den Zuzug von Elektro- und Maschinenbauingenieuren aus den östlichen EU-Ländern zu erleichtern. "Noch hält sich der Run auf Deutschland in Grenzen", sagt Marc Emde, Geschäftsführer der Personalberatung Kirchconsult. Viele Unternehmen beklagen aber einen Mangel an qualifizierten Ingenieuren. "Sie öffnen sich langsam auch dem Thema Osteuropa", sagt Emde. Die Kölner Headhunter haben mit polnischen Partnern ein Projektbüro in Krakau eröffnet, um vor Ort qualifiziertes Personal zu suchen.

Ganz so einfach ist diese Suche aber nicht. Auch in Polen, Tschechien oder Rumänien gibt es qualifizierte Ingenieure nicht im Überfluss. Zumal auch dort die Zahl der attraktiven Arbeitgeber wächst. Und die Deutschen sind nicht die einzigen, die im westlichen Ausland mit lukrativen Gehältern und Hightech-Unternehmen locken. Vor allem England und Irland, aber auch Schweden sind beliebt - wegen der Sprache, und weil hier die Einwanderung leichter ist. Nach Auskunft von Emde gibt es dort jedoch inzwischen nicht mehr sehr viele freie Stellen.

"Wir können nicht die grüne Wiese abgrasen, sondern müssen selber erste Samen säen", sagt Katrin Mitterer, die bei Eon Energie in einem Recruiting-Projekt den Arbeitsmarkt in Osteuropa analysiert. Das bedeutet zum Beispiel, dass die Unternehmen auch in Osteuropa in die Hochschulen gehen und die Studenten mit Praktika und Diplomarbeiten für sich begeistern. Große Firmen, die schon in den entsprechenden Ländern vertreten sind, haben es da natürlich leichter.

"Den Top-Ingenieur für regenerative Energien werden Sie trotzdem schwer finden", sagt Emde. Die meisten Ingenieure brächten eine solide Grundausbildung mit. Auf Nachqualifizierung und Training-on-the-Job seien viele Unternehmen sowieso schon eingestellt, um überhaupt Absolventen zu bekommen. Mitarbeiter schätzen es auch, wenn die Arbeitgeber bei der Integration helfen, zum Beispiel durch englisches Intranet. "Die Akzeptanz der englischen Sprache wäre ein wichtiges Kriterium für meine Entscheidung", sagt Glowacki. In der Luft- und Raumfahrt oder der Halbleiterindustrie und in großen Konzernen ist das kein Problem, aber der Mittelstand wird sich hier umstellen müssen.

Allerdings räumt Glowacki ein, dass er schon längst besser Deutsch hätte lernen müssen. "AMD bietet seinen Mitarbeitern Kurse an, das ist eine gute Sache", erzählt der Doktorand, der in der Uni gut mit Englisch durchkommt und zu Hause mit seiner Frau polnisch spricht. Seine Frau darf bisher nicht in Deutschland arbeiten und hat nicht zuletzt deshalb Sehnsucht nach der Heimat. Auch für die Lebenspartner der Ingenieure müsste Deutschland also eine Perspektive bieten.

Der Verein Deutscher Ingenieure (VDI) begrüßt die neue politische Offenheit für osteuropäische Ingenieure grundsätzlich, glaubt aber, dass so nur etwa 25 Prozent der Vakanzen besetzt werden können.

Zitat:

"Diese Art Forschung konnte ich in Polen nicht machen" - Arkadiusz Glowacki -  
Hamburg